In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 176 Posen, den 3. August 1929 3. Jahrg



(11 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ganz recht, sogar genau unter dem Alchimistenturm. Hier sieh mal!“ Und damit deutete Peter zur Decke. von der ein schwerer Eisenring herabhing. „Eine Falltüre nach oben hin, vermutlich durch Gerümpel verdeckt, aber sicherlich in letzter Zeit öfters benutzt; denn die Fugen sind staubfrei.“

Umständlich legte Klien Stück für Stück in die Kiste zurück.

„Bei den kleinsten Veränderungen würden unsere Gegner sofort Verdacht schöpfen, — komm', hier gibt es vorläufig nichts weiter für uns zu sehen.“

Während wir behutsam unsere Rekognoszierung fortsetzten, zählte ich die Schritte — siebenhundertundachtunddreißig, dann eine scharfe Biegung nach rechts, ein steiles Ansteigen. und wir sahen das Ende des Ganges etwa fünfzig Meter vor uns.

Ein ganz feiner Schimmer des Tageslichtes drang durch die Ritzen neben der Steinplatte, welche das Schlußstück bildete. Der Gang verengte sich, wir mußten uns bücken.

„Halt!“ flüsterte mir Klien zu: „Aha — das Felsstück ist nur angelehnt.“ dann schob er den Schlußstein zur Seite — goldiges Sonnenlicht umflutete uns, malte zitternde Kringel auf das weiche Waldmoos der kleinen Schlucht am Fuße des „Luchssteins“.

Ich mußte mich erst wieder an die strahlende, blendende Helligkeit gewöhnen, klopfte mir den Staub von den Knien und half dann meinem Freund die Steinplatte so einzufügen, daß selbst das schärfste Auge nichts Verdächtiges entdecken konnte.

„Tritt immer auf die Steine,“ ermahnte mich Peter, „wir dürfen keine Spur hinterlassen!“

„Und was nun?“

Klien zog die Revierkarte hervor.

„Ich denke, wir statten gleich mal Herrn Oberförster Reutter einen Besuch ab, obwohl wir nichts weniger als salonfähig aussehen, die Oberförsterei ist ja kaum ein halbes Stündchen von hier entfernt.“

„Du willst ihn also ins Vertrauen ziehen?“

„Ja, mein Alter; denn einmal muß er uns helfen, die sechs als Forstbeamte verkleideten Münchener Geheimpolizisten unterzubringen und dann . . .“

„Na? Weshalb schweigst du denn schon wieder?“

Mein Freund schmunzelte.

„Ach, weißt du, bei der Gelegenheit läßt sich vielleicht das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden — wenn Reutter im richtigen Augenblick als Retter in der Not in Aktion tritt, dann dürfte auch Graf Eckartstein eher geneigt sein . . .“

„Ah, ich verstehe, du willst dir einen Kuppelpelz verdienen, bist doch ein seelensguter Kerl, Peterle!“

„Gut? Ach nein, nur — man hat so seine kleinen Passionen, nicht wahr?“

8.

Das Altholz lichtete sich, zwischen den Stämmen der Buchen schimmerte das olivfarbene Grün einer erst vor kurzem gehauenen Wiese und dahinter tauchten die weißen, efeuumsponnenen Mauern eines Wohnhauses auf, neben dem eine Scheune und Stallungen lagen.

Im Zwinger schlugen, als wir näher kamen, wütend zwei Hunde an, ein bildschöner Deutschkurzhaariger und ein bayrischer Gebirgsschweißhund. — Dann fegte ein braunes Etwas auf uns zu, belfernd und hechelnd raste ein hirschroter Dackel heran, knurrte, stutzte, legte sich auf den Rücken und ließ es sich gefallen, daß Peter ihn liebelte.

„Lump! — He! — Lump!“ In der Haustür erschien die schlanke, sehnige Gestalt des Oberförsters. nun sah er uns, grüßte und kam dann näher.

„Weidmannsheil. meine Herren! Ich hoffe, Ihr Besuch gilt mir!“

„Jawohl, nur müssen wir wegen unseres räuberisch anmutenden Aeußeren um Entschuldigung bitten . . .“

„Aber, ich bitte Sie!“ Reutter lachte „Im Wald läuft man doch nicht im Smoking herum! Darf ich die Herren ins Haus bitten? Freilich kann ich Ihnen nur ein Glas Wein und eine Zigarre anbieten — so, bitte schön,“ damit ließ er uns den Vortritt auf den Flur und öffnete die Tür zu dem behaglich eingerichteten Wohnzimmer, an dessen Wänden neben einigen vorzüglichen Jagdbildern von Meckel, Dahlem, Mailick und Neumeyer wenige, aber starke Geweihe und Rehkronen hingen. —

„Zuerst eine Friedenspfeife, 'ne „Rosa aromatica“ und einen selbstgebrauten Wacholder. Führt Sie ein besonderer Grund her?

Klien lehnte sich behaglich in den rindslederbezogenen Klubsessel und blies ein paar kunstvolle Rauchringe.

„Darauf muß ich Ihnen mit einer Gegenfrage antworten, Herr Oberförster. — Sind wir hier völlig ungestört?“

„Ja, gewiß, meine Haushälterin ist nach Loßberg gefahren, um ein paar notwendige Einkäufe zu machen. ich bin ganz allein.“

„Das ist mir lieb; denn die Angelegenheit ist ebenso wichtig wie eilig, — ich muß Sie schon im Voraus um unbedingtes Stillschweigen bitten.“ —

Einen Augenblick lang zögerte Reutter. dann sagte er:

„Mein Wort darauf, Herr Müller.“

„Verzeihung — das ist nur mein nome de guerre — in Wirklichkeit heiße ich Peter Klien und mein Freund ist Herr Dr. Ernst Volkmar.“

„Wa—as denn?!“ Der junge Mann sah uns ganz betroffen an „Sie sind doch nicht am Ende gar der berühmte Detektiv aus Neustadt?!“

Klien lachte.

„Ob ich berühmt bin, wollen wir dahingestellt sein lassen, aber ich sehe zu meiner freudigen Genugtuung, daß mein bescheidener Ruf selbst bis in diesen stillen Waldwinkel gedrungen ist.“

„Das will ich meinen!“ Der Oberförster ging nach dem Bücherbord hinüber. „Sehen Sie. hier steht alles, was Herr Dr. Volkmar über Sie veröffentlicht hat und nun — Sie weilen doch nicht etwa gar in amtlicher Eigenschaft in Riedingen?!“

„Allerdings, auf Wunsch des Herrn Grafen, einmal um den noch ungesühnten Mord an Ihrem Vorgänger aufzuklären und dann — — —“ mein Freund zögerte „weil es gilt, ein neues, noch schwereres Verbrechen zu verhindern.“ —

„Herr Klien!!“

„Müller bitte! Wir wollen das Inkognito doch lieber beibehalten, obwohl meine Herren Gegner leider von meiner Anwesenheit unterrichtet sind.“

Reutter brannte sich eine Zigarre an.

„Das verstehe ich nicht, — ein neues, noch schwereres Verbrechen sagten Sie?“

„Ganz recht,“ Peter schlug die Beine übereinander, als ob es sich um ein gemütliches Plauderstündchen handele, „nichts mehr und nichts weniger als ein seit langem in allen Einzelheiten vorbereitetes Attentat gegen Fürst Zdenko von Illyrien, seine Begleiter und Graf Eckartstein.“

Mit einem Ruck sprang der Oberförster empor, starrte uns fassungslos an:

„Um Himmelswillen, und das — das ist Ihr Ernst?!“

„Zu einem Scherz wäre dieses Thema wenig geeignet!“

„Ja, aber, dann muß der Besuch Seiner Durchlaucht doch sofort abgesagt werden!“

„Im Gegenteil, damit würden wir uns alles verderben,

während sich so die schönste Gelegenheit bietet, die ganze Bande mit einem Schlage unschädlich zu machen."

„Herr Kli . . Herr Müller . . und wenn es schief geht?!"

Die Fältchen um Peters Augenwinkel zuckten.

„Es geht nicht schief verlassen Sie sich darauf, ich halte alle Trümpfe in der Hand — hier, bitte!" Und damit legte er sein Notizbuch auf den Tisch. „Sehen Sie, da habe ich das vollständige Mitgliederverzeichnis aller an dem geplanten Anschlag Beteiligten bis auf die beiden, welche sich in Riedingen aufhalten, und denen die Ausführung des Attentats übertragen worden ist."

„Wer denn?!"

„Namen will ich vorerst nicht nennen, es genügt wenn ich die Leute kenne."

„Herrgott, dann lassen Sie doch die Leute sofort verhaften!"

„Meinen Sie?" Mein Freund schmunzelte. „Ganz so einfach ist die Geschichte doch nicht! Dem einen zwar könnte ich den Mord an dem Forstmeister Himmelstößer durch Indizien allenfalls nachweisen, aber der andere hat sich keine Strafta' zuschulden kommen lassen. Und vor allem, lieber Herr Oberförster was nützt es uns, wenn wir bloß die Handlanger hinter Schloß und Riegel setzen, aber die eigentlichen Drahtzieher laufen lassen müssen? In diesem Fall riskieren wir, daß über kurz oder lang ein neuer, noch sorgfältiger vorbereiteter Anschlag erfolgt, und ob ich dann rechtzeitig zur Stelle sein kann — — —?"

„Ja, — ja natürlich, Sie haben ganz recht," Reutter strich sich mit der Hand über die Stirn, „aber, Herr . . . Müller, eine Frage: Welches ist das Motiv zu dem beabsichtigten Verbrechen?!"

Klien strich bedächtig die Asche seiner Zigarre ab.

„Ein politisches. Sie werden ja wahrscheinlich auch davon gehört haben, daß sowohl Graf Eckartstein wie auch der ermordete Forstmeister bei der Unterdrückung des Münchener Anarchistenputsches eine hervorragende Rolle spielten."

„Gewiß."

„Na, sehen Sie, und nun soll die alte Rechnung beglichen werden, ist es leider zum Teil schon, wie der Meuchelmord an Ihrem Vorgänger beweist." —

„Aber — wie kommen Sie dazu, den Fall zu übernehmen?"

„Graf Eckartstein konsultierte mich", und nun erzählte mein Freund den Hergang, sowie alle unsere Riedinger Erlebnisse bis zur letzten Stunde: die Warnungen, den Schuß in der Dickung, das Feuerwerk im „verzauberten Wald", die Auffindung des Selbstschußapparates, die Geschichte des Bauplans und schließlich unsere letzte, wichtigste Entdeckung des Ganges und der Kiste. Nur über das, was sich zwischen Graf Harrach und Fräulein Echtermayer abgespielt hatte, sowie unsere Kenntnis von Reutters Beziehungen zu Komteß Rosmarie schwieg er.

Der Oberförster rauchte hastig, stoßweise.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, meine Herren, aber — wie kann ich Ihnen dabei helfen, Sie unterstützen?"

„Ihre Hilfe ist eine der wesentlichsten Vorbedingungen des Erfolgs" sagte Peter, „denn am 14. September nachmittags treffen sechs Münchner Geheimpolizisten ein, die auf der Station von Loßberg aussteigen, hier untergebracht und am Jagdtag, als Hilfsförster kostümiert, Verwendung finden sollen."

„Aha, ich verstehe, Ihre Schutzgarde!"

„Ganz recht. Und nun, Sie werden mit Vorarbeiten überlastet sein, aber können Sie den Leuten für einen halben Tag und eine Nacht hier, in der Oberförsterei, Obdach und Verpflegung geben, ohne daß jemand etwas merkt?"

Reutter lächelte verbindlich.

„Selbstverständlich, Herr Müller, das läßt sich unschwer einrichten. Mein Kutscher, der gleichzeitig Knecht, Gärtner und Hausbursche ist, wird einfach zur Hilfeleistung für die Domestiken nach Schloß Riedingen abkommandiert, und meiner Haushälterin gebe ich vom 12. bis zum 15. September Urlaub, um zu ihrer kranken Schwester, die sie schon immer mal besuchen wollte, zu fahren." —

„Dann wäre ja soweit alles in schönster Ordnung. Zwei von den Hilfsförstern kommen zur Treiberwehr, die anderen vier bleiben hier in Reserve, werden am Jagdtage von mir persönlich abgeholt und instruiert. Aber — haben Sie denn auch genügend Platz für das halbe Dutzend?"

„Mehr als genug." Der Oberförster stand auf. „Darf ich den Herren einmal das Haus zeigen?"

Es war ein zwar nur einstöckiger, aber sehr geräumiger Bau: Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer, Küche, Vorratskammer, zwei große, saubere Fremdenstuben, drei kleinere für das Personal, dann noch ein Baderaum und Boden. —

„Fehlt bloß die Hausfrau," sagte Klien ganz harmlos, — „oder sollten Sie schon auf ein Schmalrehchen pirschen?"

Der junge Mann machte sich an seiner Zigarre zu schaffen, die offenbar keinen rechten Zug hatte.

„N . . . ein, mit dem Heiraten hat es wohl noch gute Weile . . "

„So—o, na ja, Gräfin Rosmarie ist ja auch noch jung."

Wäre ein Blitz aus heiterem Himmel gefahren, so hätte er keine größere Wirkung haben können als diese anscheinend ganz nebensächlich gesprochenen Worte.

„Gräfin . . Gräfin Rosmarie . . .?!?!"

„Hm," mein Freund nickte.

„Und — — woher wissen Sie denn?!"

„Ich bin Detektiv, lieber Herr Oberförster, aber seien Sie unbesorgt, Dr. Volkmar und ich können schweigen, bei uns ist Ihr Geheimnis gut aufgehoben und — — — soll ich mal ein bissel nachhelfen?"

„Um Gotteswillen!!!" Reutter prallte förmlich zurück. „Ich bitte Sie, liebster Herr Kli . . Herr Müller, das . . . das würde alles verderben!"

Peter lachte.

„Na, soviel diplomatisches Geschick dürfen Sie mir schon mal zutrauen, daß ich die Sache beim richtigen Ende anpacken werde! Ich denke gar nicht daran, bei Graf Eckartstein den Freiwerber für Sie zu machen, aber wenn sich Ihnen eine Gelegenheit bieten sollte, Ihren Brotherrn zu verpflichten, dann dürfte er wohl gewissen Wünschen leichter geneigt sein; meinen Sie nicht auch?"

„Zu verpflichten?"

„Ja, zum Beispiel dadurch, daß Sie sich bei der Entdeckung und Dingfestmachung der Attentäter besonders auszeichnen, — ohne diesen stillen Nebengedanken hätte ich Sie schwerlich in alles eingeweiht und . . . ich werde schon dafür sorgen, daß Ihre Verdienste zur rechten Stunde an der maßgebenden Stelle ins beste Licht gesetzt und — gewürdigt werden!"

„Herr . . . Herr . . . Müller", mit beiden Händen faßte der junge Mann Kliens Rechte, „wenn Sie das für uns tun wollten!"

Mit einem Lächeln, in dem doch ein tiefer Ernst lag, gab mein Freund den Händedruck zurück.

„Ich will! Und nun, Ernst", wandte er sich zu mir, „es wird allerhöchste Zeit, daß wir uns auf den Heimweg machen, man wird uns in Riedingen schon vermissen und wir dürfen kein unnötiges Aufsehen erregen."

Der Oberförster griff nach Hut und Drilling.

„Dann will ich Sie nicht länger aufhalten, meine Herren, nur rasch noch einen Abschiedstrunk und einen Glimmstengel, bis zum Park begleite ich Sie." Und er pfiff dem Dackel, der es sich, während wir die Räume besichtigten, auf dem noch angewärmten Klubsessel bequem gemacht hatte. —

* * *

„Na, da sind wir ja gerade noch zur rechten Zeit gekommen", tuschelte Peter mir zu, als wir im Promenadeanzug das Arbeitszimmer des Hausherrn betraten und von der Halle her der erste Gongschlag, als Zeichen dafür, daß angerichtet sei, ertönte.

Graf Eckartstein stand auf und deutete mit einer Handbewegung auf einen noch jugendlichen, glattrasierten Herrn im Smoking.

„Darf ich bekanntmachen? Herr Xaver Meisl, der hier in Riedingen als Volontär die Geheimnisse der Feld- und Forstwirtschaft ergründen will — Herr Kunstmaler Müller, — Herr Dr. Volkmar, meine lieben Jagdgäste!"

Eine Verbeugung, ein Händedruck, dann gingen wir nach dem Speisezimmer hinüber, wo schon die Damen auf uns warteten und eine nochmalige Vorstellung des neuen Hausgenossen erfolgte. —

Das Mahl verlief ziemlich schweigsam; denn wir alle waren mit unseren eigenen Gedanken beschäftigt, und ich war ganz froh, als Frau von Henneberg, die zusammen mit Komteß Rosmarie den Hauptteil der Unterhaltung bestritten hatte, gleich nachdem Butter und Käse herumgereicht waren, die Tafel aufhob. —

„So, nun noch die übliche Zigarre, schlug der Hausherr vor, indem er den beiden Damen den Vortritt ließ. — Ich ging ganz zum Schluß und sah, wie Klien dem Volontär blitzschnell einen winzigen, zu einer Kugel zusammengeballten Zettel zusteckte, den der junge Mann unauffällig in die Tasche gleiten ließ. —

Das also war der berühmte Spezialist für die Aufdeckung politischer Verbrechen, der nachgerade weltbekannt gewordene Münchener Kriminalkommissar Sebastian Auracher! — Sonderbar, für alles andere hätte ich ihn eher gehalten als für einen Jäger menschlichen Raubwilds — — —. Eine kaum mittelgroße, schlanke Gestalt, regelmäßige, intelligente

Gesichtszüge, große Augen, die offen und heiter in die Welt blickten und tadellose Manieren. Ehemaliger Offizier, angehender Landwirt oder Forstmann würde ich taxiert haben — ein Dutzendmensch halt, wie unzählige herumlaufen. — Konnte das wirklich eine Maske sein? — Aber es blieb mir nicht lange Zeit, um Betrachtungen aufzustellen. — Mein Freund gähnte ein paarmal verstohlen und als er seine Zigarre zu Ende geraucht hatte, stand Peter auf.

„Die Herrschaften wollen bitte gütigst verzeihen aber ich bin todmüde — — —."

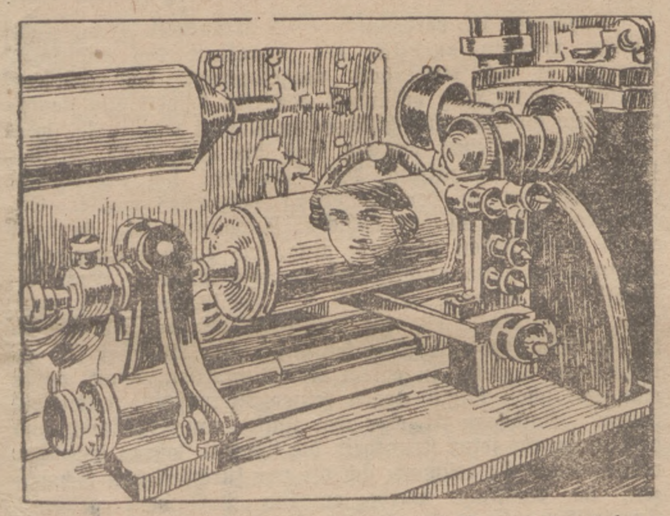
„Da braucht's keine Entschuldigung," sagte Graf Eckartstein lächelnd. „Sie wissen doch, hier in Riedingen können meine Gäste tun und lassen was sie wollen, also legen Sie sich nur gleich hin, und der Herr Doktor sieht auch ein bisserl angegriffen aus!"

(Fortsetzung folgt).

Fernsehen auf Telephonleitungen.

Die französische Bildtelegraphie-Gesellschaft, welche das System Edouard Belins auswertet und schon seit mehreren Jahren auf der Telephonlinie Paris—Lyon benutzt, hat in letzter Zeit erfolgreiche Fernsehversuche auf dem Radiowege zwischen Paris und Wien durchgeführt. Im Interessenkampf der einzelnen Bildsysteme (Prof. Korn, Prof. Dieckmann, Telefunken-Karolus, E. Belin, Dr. Nesper, C. F. Jenkins und J. L. Baird) scheint sich die französische Firma besonders stark in Amerika engagiert zu haben, denn es wird mitgeteilt, daß sie in diesen Tagen erfolgreiche Proben auf der Telephonlinie New York—Washington durchgeführt hat, die von der amerikanischen Telephon- und Telegraphenkompagnie unterstützt wurden. Auf der Bildempfangswalze in New York konnte man den Sprecher, Handelssekretär Hoover, sehen und alle seine Bewegungen verfolgen.

Das Belin-System ist das einzige auf der Welt, das nach der sogenannten Relief-Methode arbeitet. Die zu übertragende Photographie wird auf ein besonderes Bromsilberpapier aufkopiert, wobei die Gelatineschicht aufquillt und ein mehr — oder weniger flaches Relief ergibt. Dieses Bild wird auf die rotierende Senderwalze gebracht, wo es zwischen zwei leitenden Stiften abgetastet wird. Aehnlich wird beim Grammophon durch die Tonnadel eine Membran bewegt, bringt der Stift die Kohlenmembran eines besonderen Mikrophons in Schwingungen der gleichen Art, wie wenn man beim Telephon durch den Trichter in das Mikrophon spricht. Die kleinen elektrischen Stromschwankungen, die hierbei entstehen, sind von der gleichen Art wie die Sprechströme und können infolgedessen genau wie diese durch Leitungen übertragen werden.



Ansicht des Belinschen Bildtelegraphen-Senders mit auf der Sendewalze aufgespannter Reliefphotographie.

Der Bildempfänger ist ein besonders einfaches Gerät. An einem Faden (noch dünner wie der in einer elektrischen Glühlampe), der in einem Hufeisenmagnet angeordnet ist, klebt in der Mitte ein winziges Spiegelchen von weniger als einem tausendstel Milligramm Gewicht. Wenn man durch den leitenden Faden die kleinen elektrischen Ströme fließen läßt, biegt er sich in der Mitte durch, ähnlich wie eine Violinsaite, wenn man sie mit dem Bogen streicht. Nach Aufhören des Stromstoßes geht der Faden infolge seiner Elastizität wieder in die Ruhelage zurück. Ein solches System heißt man Saitengalvanometer und in Verbindung mit dem Spiegelchen und einer Lichtquelle, sowie einer einfachen optischen Beobachtungseinrichtung Oszillograph. Die Stromstöße, die aus der Telephonleitung kommen, folgen in raschem Wechsel aufeinander, so daß der Faden wie ein Pendel in Schwingungen gerät. Damit aber schwingt auch das Spiegelchen.

Auf dieses fällt durch das Linsensystem ein scharfer Lichtstrahl, der nun gleichfalls hin und her schwankt, weil sich der Spiegel bewegt. Diese Lichtschwankungen werden auf einen Film übertragen, der mit genau der gleichen Geschwindigkeit abläuft wie das Sendebild. Zur Erhöhung der Empfindlichkeit des Films und der Bildschärfe benützt Belin in Amerika eine Fluoreszenzschicht, so daß das Bild auf der Empfangswalze wie auf einem Fluoreszenzschirm erscheint. Da das Saitengalvanometer auf die kleinsten Ströme reagiert, braucht man nur ganz einfache Verstärkermittel, um die für den Lichtschreiber nötigen Energien am Empfangsort zu erzeugen. Bei den amerikanischen Proben wurden fünf Bilder in der Sekunde übertragen, so daß der Beschauer den wirklichen Eindruck des Fernkinos, d. h. eines bewegten Bildes, erhält.

Trotz dieser gelungenen Proben erscheint es jedoch notwendig, darauf hinzuweisen, daß das deutsche Telefunken-Karolus-System mit der lichtelektrischen Zelle noch größere Geschwindigkeiten zuläßt, wenngleich die Belinsche Methode auf der Empfangsseite einfacher funktioniert.

Edelsteine, die in der Nacht strahlen.

Das Geheimnis des Weltauges. — Umfärbung von Kristallen durch Radiumstrahlen.

An einem europäischen Institut für Radiumforschung hat ein Physiker recht beachtenswerte Experimente über willkürliche Umfärbung von Kristallen ausgeführt. Er setzte farblose oder nur schwach gefärbte Flußspatkristalle Radiumstrahlen aus, und unter dem Einfluß des Radiums wurden die Kristalle alsbald schön blau gefärbt. Der willkürliche Einfluß auf die Kristallfarbe geht aber noch weiter. Läßt man auf solche durch Radium blau gefärbte Flußspatkristalle einen hohen Druck einwirken, so werden sie gar violett.

Die Versuche, die zur Zeit noch im Laufe sind und sich auf andere Kristalle erweitern, gestatten nicht nur einen Einblick in den feinsten Bau der Kristalle und in das Rätsel der Färbung; die theoretischen Experimentalergebnisse können vielmehr zu unmittelbarer praktischer Nutzanwendung bei der Erzeugung von Edelsteinen und ihrer willkürlichen Umfärbung führen. So kommt eine Umfärbung von Kristallen durch Radiumstrahlen bereits in der Natur vor. Der als Edelstein geschätzte Hyazinth besitzt eine schön rotbraune Farbe. Er findet sich in erkalteter Lava, muß also hohe Temperaturen mitgemacht haben; nun weiß man aber, daß der Hyazinth bei Erhitzung seine Farbe verliert. Die rote Farbe dieses Edelsteines war so lange ein Rätsel, bis man fand, daß er Uran, ein stark radioaktives Element, enthält. Wie der Flußspat durch Radiumbestrahlung violett wird, so wird der Hyazinth durch seinen eigenen Urangehalt in der Natur wieder rotbraun. Dem Radiumgehalt ist auch das Leuchten mancher Edelsteine in der Dunkelheit zuzuschreiben. So leuchtet der Heliodor, der im Tageslicht gelb ist, bei Bestrahlung mit Kathodenstrahlen blau und später grau.

Neben dem Radium nimmt der allmähliche Wasserverlust und die Erhitzung einen großen Einfluß auf die Farbe der Edelsteine. Das sind die Zaubersteine, die am Finger ihre Farbe ändern. Das Geheimnis des Weltauges, einer Achatform, das, ins Wasser gelegt, kristallklar und durchsichtig, am Finger aber trüb wird, oder das Verbleichen des Türkis, wenn er getragen wird, sind solche Verwandlungen durch Wasserverlust und Wärme, die diesen Steinen den Ruf besonderer Kraft verschafft haben. Was hier unwillkürlich geschieht, kann an anderen Edelsteinen zur Farbverschönerung absichtlich gemacht werden, und zwar durch starkes Erhitzen. So werden die in der Natur äußerst seltenen und kostbaren rötlichen Topase oft durch Brennen

gewöhnlicher gelber Kristalle auf Sand „erzeugt“. Durch Glühen kann der Topas allerdings auch seine Farbe einbüßen, offenbar infolge des Verflüchtigens der eigentlich farbspendenden Einschlußstoffe. Wegen seiner Augenfälligkeit ein Schulversuch geworden ist das Brennen des Amethyst, des violetten Quarzes, zu der selteneren gelben Form, den Brennsteinen.

Die Amerikaner sind am erfindungstüchtigsten.

Wenn es in den Vereinigten Staaten ein einziger Mann auf weit mehr als 1000 Patente bringt wie der große Edison, sollte das nicht anstecken? Es scheint, als hungere jeder zwanzigste Amerikaner danach, dem greisen Edison schwere Konkurrenz zu machen. Sind doch im letzten Jahre in den Vereinigten Staaten nicht weniger als rund 118 000 Patente erteilt worden. Das ist eine ganz erhebliche Steigerung gegenüber dem vorausgegangenen Jahre, wo nur die Gesamtzahl der Patentanmeldungen überhaupt an etwa 88 000 herankam. Die zweite erfindungstüchtige Nation sind die Deutschen, die es im Jahre 1927 auf insgesamt 68 457 Patentanmeldungen brachten. Allerdings ist in Deutschland die Zahl der wirklichen Patenterteilungen im Vergleich zu den Anmeldungen verhältnismäßig recht gering. Sie belief sich im Jahre 1927 auf nur 15 246, also auf nur etwa den vierten Teil. In den übrigen europäischen Ländern ist der Prozentsatz fast durchweg höher. Beträgt er doch in Frankreich nicht weniger als 74 Prozent, in England ungefähr 54 Prozent und in der Schweiz etwa 71 Prozent. Selbst Irland verwertet ungefähr 40 Prozent aller Patentanmeldungen.

Der Chirurg in der Küche!

Während sich auf technischem Gebiet die Erfindungen jagen, wollen auch die Kochkünstler nicht müßig sein. In der letzten Zeit haben sie gewaltige Anstrengungen gemacht, um die moderne Kochkunst auf zeitgemäße Höhe zu bringen. Die neueste Errungenschaft der französischen Küche ist die Einspritzung einer würzigen Mischung in das Blutsystem eines Huhnes oder eines anderen für die Küche bestimmten Tieres vor dem Kochen. Jeder Hausfrau ist das Verfahren bekannt, Fleisch mehrere Tage in eine aromatische Brühe einzulegen, um den Wohlgeschmack zu erhöhen, ehe der Braten in den Kochtopf wandert. An die Stelle dieser äußeren Behandlung setzt die neue kulinarische Methode die innere. Man erhält dadurch die „Intra-Saucen“, die man je nach der Beigabe verschiedener Kräuter und Weinzusätze mannigfaltig abwechseln kann. Ob es sich um einen Hasen, ein Rebhuhn, ein Kaninchen oder ein Hühnchen handelt — man beginnt stets damit, das geschlachtete Tier vom Kopf aus zu entbluten, um dem Körper möglichst viel Blut zu entziehen. Dann werden die Haut oder die Federn — je nach der Art des Tieres — entfernt, und der Körper wird 24 Stunden der frischen Luft ausgesetzt. Ist er gehörig ausgekühlt, so bindet man den Hals fest ab, um die Herzarterie zu verschließen, und der Körper wird aufgeschnitten, um das Herz freizulegen. Man führt dann eine Spitze von starkem Fassungsgehalt in die linke Herzkammer ein und spritzt die gewählte Würze in die Blutbahn. Diese Würze durchdringt auf diesem Wege alle Muskeln. Zwei oder drei Stunden nach der erfolgten Injektion wird das so behandelte Tier ausgenommen, aber erst 24 Stunden später gekocht, um eine vollständige Sättigung des Fleisches mit der Würze zu erzielen und gleichzeitig das Fleisch mürber zu machen. Die modernen Köche werden also auch eine Chirurgen-Prüfung ablegen müssen, bevor sie ihr Regiment in Küche, Vorratskammer und Keller antreten können. Denn ohne genaueste Kenntnis der Anatomie der zu „behandelnden“ Tiere wird dieses Kunststück, das eher roh als appetitlich ist, kaum gelingen.

Welches ist Ihr Lieblingsgedicht?

Diese Frage stellte kürzlich eine Berliner Zeitschrift ihren Lesern, und es ist interessant, aus der Fülle der eingelaufenen Antworten die bemerkenswertesten herauszusuchen. Die Umfrage war mit der Bitte verknüpft gewesen, keine allzu bekannten Gedichte auszuwählen. Immerhin ergab die Umfrage gegen 4000 Gedichte. Zu den schönsten deutschen Gedichten kann man nach diesem Ergebnis Goethes „Nähe der Geliebten“, das dreimal eingesandt wurde, und „Die Nacht“ Hermann Gilms durch Richard Strauß Jugendlied sehr bekannt gewordenes Gedicht rechnen. Als drittes wird Friedrich von Spees „In stiller Nacht zur ersten Wacht, ein Stimm' begunnt zu klagen“ (Gedicht aus dem 17. Jahrhundert) genannt. Es folgen Conrad Ferdinand Meyers „Am Himmelstor“ (drei Einsender), „Der Feind“ von Clemens Brentano (viermal) und das alte Volkslied: „Dat du min Leevsten büst, dat du wul weest. Kumm bi de Nacht, kumm bi de Nacht, segg, wo du heest.“ — Goethes „An den Mond“ ging 216 Mal, Eichendorffs „Mondnacht“ 235 Mal ein; Mörikes „Denk es, o Seele!“ 112 Mal, sein „Gelassen stieg die Nacht ans Land“ 116 Mal . . .

Aus aller Welt.

Die spanischen Schatzgräber. Die spanischen Schatzgräber haben wieder einmal von sich reden gemacht. Diesmal sind eine Anzahl englischer Landleute die Leidtragenden. Die Schatzgräber haben sich die aufständische Bewegung, von der Spanien heimgesucht wurde, zunutze gemacht. In einem der spanischen Gefängnisse schmachtet ein Oberst. Er hat an dem Aufstand gegen Primo de Rivera teilgenommen und ist zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt worden. Für sich selbst, so heißt es in dem Brief, hofft er nichts mehr. Aber er hat eine bildschöne Tochter, die vor der Rache der Behörden Zuflucht in einem spanischen Kloster gesucht hat. Sie ist die einzige, die weiß, wo die unermeßlichen Reichtümer des Obersten vergraben sind. Die Hilfe seiner Landsleute könne er, sagt der Briefschreiber weiter, unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht in Anspruch nehmen. Deshalb wende er sich an ihn, den Mann in England, dessen Adresse er zufällig erfahren habe. Es gelte, seine Tochter aus dem Kloster zu befreien. Sie würde sich dankbar erweisen: die Hälfte des riesigen Schatzes, der vergraben sei, solle ihm gehören. Vorläufig aber handle es sich darum, den Gefängniswärter, der ihn, den Obersten, bewache, zu bestechen. Nur einige Pfund seien dazu nötig. Diese möge er an eine bestimmte Adresse in Madrid senden, dann sei der Weg zu dem vergrabenen Schatz offen. — Es ist immer wieder derselbe Trick. Die Geschichte von dem gefangenen Obersten mit seiner schönen Tochter und dem vergrabenen Schatz ist nun reichlich vier bis fünf Jahrzehnte alt. Aber es finden sich immer noch Dumme, die darauf hereinfallen.

Napoleons III. verheimlichte Krankheit. Französische Blätter meinten anläßlich der Krankheit des englischen Königs, es sei wiederholt vorgekommen, daß gekrönte Häupter nicht richtig behandelt oder ihr Leiden aus staatspolitischen Gründen absichtlich vernachlässigt worden sei, weil man kein Aufsehen erregen und die aus einer offiziell zugegebenen Erkrankung des Herrschers sich ergebenden Schwierigkeiten in der Regierung vermeiden wollte. Sie erinnern dabei an das Schicksal Napoleons III., der an einem Nierenleiden zugrunde ging, das durch entsprechende Behandlung hätte aufgehalten werden können. Nach der Flucht der Kaiserin Eugenie im September 1870 fand man in den Tuilerien eine Art Tagebuch über das Leiden des Kaisers. Dort stand unter anderem: „Wäre er ein gewöhnlicher Kranker in einem Spital gewesen, dann würde man ihn schon längst wegen seiner Nierensteine untersucht haben.“ Napoleon III. war aber Kaiser von Frankreich, und deshalb wurde seine Krankheit, die ihn seit Jahren schwächte, verheimlicht. Er krümmte sich oft vor fürchterlichen Schmerzen, im Rollstuhl wurde er ins Parlament gebracht, Spezialisten gingen durch eine Hintertür ins Palais von Saint-Cloud, aber in der Oeffentlichkeit hieß es immer, der Monarch erfreue sich der besten Gesundheit. Im Juli 1870 verschlimmerte sich das Leiden. Als der Krieg mit Deutschland ausbrach, ließ man ihn trotzdem als Oberbefehlshaber an die Front reisen, wohin ihn bloß sein Leibarzt, der mit den für eine Operation erforderlichen Instrumenten ausgerüstet war, begleitete. Der Herrscher bot einen bejammernswerten Anblick. Er vermochte sich kaum auf dem Pferd zu halten, und bei Sedan lehnte er sich, von Schmerzen gequält, stöhnend an einen Baum. Später erst hat man begriffen, wie ernst sein Zustand war. Historiker haben dann sogar die Vermutung ausgesprochen, daß der Deutsch-Französische Krieg, wenn das Ministerium über den Zustand des Kaisers unterrichtet gewesen wäre, gar nicht ausgebrochen sein würde.

Fröhliche Ecke.

So ist's richtig.

(Nachdruck verboten.)

In einem kleinen, oder sagen wir besser in einem ganz kleinen Bahnhof im bayrischen Hochland hängt an der Wand des Wartesaales ein Schild, auf dem das Inventar genauestens verzeichnet steht:

1 Ofen — gußeiserner;
1 Spucknapf — Email;
1 Schaufel — Eisenblech;
1 Wartebank — holzgestrichen.

Ein Witzbold hat darunter geschrieben:

1 Schimmel — Amts.

U. E.